

Heimatstimme

Mitteilungsblatt für die Deutschen aus Litauen

Erscheint einmal monatlich

Verlagspostamt Hannover

Nummer 6

Juni 1954

5. Jahrgang

Prüfet die Geister!

Glaube nicht einem jeglichen Geist,
sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.

1. Joh. 4. 1a

Von den alten Malern wird der Heilige Geist mit besonderer Vorliebe in Gestalt einer Taube dargestellt und zwar schwebt sie meist dort, wo Himmel und Erde einander berühren. Manchmal geht sie geradezu aus dem Munde des Vaters hervor, manchmal hält der Sohn sie in seinen Armen, manchmal sitzt der Heilige Geist in menschlicher Gestalt mit Vater und Sohn auf dem gleichen Throne.

Aus der Fülle verschiedener Motive kann man bei gutem Willen leicht erkennen, daß alle diese Darstellungen nur gleichnishafte Charaktere tragen. Darin stimmen sie aber alle überein, daß sie die Zusammengehörigkeit mit und das Kommen von Gott betonen.

Unserem Zeitalter ist Ergriffensein vom Geist, Begeisterung, keineswegs fremd. Auf die Begeisterung für die Politik ist die Begeisterung für den Fußball gefolgt. Etliche haben sich trotz der Herrschaft des Materialismus ihre Begeisterung für Kunst und Wissenschaft bewahrt. Andere suchen ihre Angst vor der Atombombe

durch die Begeisterung für Tänze aus fremden Erdteilen zu verdrängen.

In der Religion handelt es sich um Begeisterung für das Heilige, in der christlichen Kirche um das Heilige, in dem die Glaubensüberzeugung Jesu Christi ruht, den Gott und Vater, der uns in Jesus Christus offenbar geworden ist, und der uns mit seinem Geiste füllen will. Dieser Geist gibt uns Trost und Kraft und kann von Begeisterung für das Heilige sogar noch in unseren Tagen zu heiliger Begeisterung führen.

Der moderne Mensch hat in der Geschichte unseres Jahrhunderts gezeigt, daß er Geistern, die nicht von Gott sind, sehr leicht glaubt, wenn sie nur das Handwerk der Propaganda genügend verstehen. Eine gute Regie veranlaßt den modernen Menschen, die Prüfung der Geister unwichtig zu nehmen. Aber dem Heiligen Geist steht er auch heute mit Skepsis und Mißtrauen gegenüber. Warum? — Weil das Heilige dem modernen Menschen fremd geworden ist. Über Gott wird wohl noch geredet, aber für viele besitzt er keine lebensvolle Wirklichkeit. Begriffe und Formulierungen des Gottglaubens haben erst dann praktischen Wert, wenn wir diesen Glauben selber besitzen.

Die Scheschupe als Demarkationslinie

Zum fünfzehnten Male jährte sich am 15. Juni der Tag der Besetzung Litauens durch die Sowjets. Wir, die wir den Einmarsch und die ersten acht Monate der Besetzung miterlebt haben, wußten schon damals: hier geschah einem Volke Unrecht, hier wurde das Völkerrecht vergewaltigt. Man brauchte gar nicht die Daten im Kopf zu haben: den Friedensvertrag von 1920, den Nichtangriffspakt von 1926, der 1934 auf Vorschlag Moskaus vorzeitig bis 1945 verlängert wurde. Man wußte nur, niemals in den achtzehn Jahren war das litauisch-sowjetrussische Verhältnis getrübt worden, nie war es zu Mißbelligkeiten gekommen.

Wir waren kleine Leute und wußten wenig oder nichts, was hinter den Kulissen der großen Politik gespielt wurde. Hin und wieder lüftet sich jetzt ein wenig der Schleier der Tragödie, die über das litauische Volk hereinbrach, wenn Männer, die damals in führender Stellung waren, von dem aussichtslosen Ringen um die Erhaltung der Unabhängigkeit ihres Landes berichten. In Nummer 6 und 7 der Heimatstimme von 1953 berichteten wir von der Unterredung Krevė Mickevicius, des ersten litauischen Außenministers nach der Besetzung mit Molotow. Jetzt bringt der litauische Nachrichtendienst Elta in seiner letzten Ausgabe vom Mai d. J. einen Bericht des ehemaligen Oberbefehlshabers der litauischen Armee, Brigadegenerals St. Rastikis über die

Verhandlungen in Moskau im September/Oktober 1939, an denen er teilnahm. Wir bringen ihn nachstehend auszugsweise.

Rastikis floh im März 1941 nach Deutschland, seine Familie ist von den Sowjets verschleppt.

Estland und Lettland waren von Moskau bereits zum Abschluß eines Vertrages über gegenseitigen Beistand und Errichtung sowjetrussischer Militärbasen auf ihren Territorien gezwungen worden. Nun kam Litauen an die Reihe. Außenminister Urbsys wurde nach Moskau eingeladen, um dort die Forderungen entgegenzunehmen. Die Sache war bitterernst. Die litauische Regierung entsandte eine Delegation mit Urbsys, Bizauskas (stellvertretender Ministerpräsident), Dr. Natkevicius (litauischer Gesandter in Moskau), Brigadegeneral Rastikis, zu Verhandlungen nach Moskau. Abends mit dem Flugzeug angekommen, wurde die Abordnung noch um Mitternacht in den Kreml beordert. Zahlreiche Kontrollen und Wachen wurden passiert bis zu Molotows Arbeitszimmer. Darin links ein langer rot gedeckter Tisch mit zahlreichen Stühlen. Rechts einige Fenster, ein kleinerer runder Tisch, einige tiefe Ledersessel und Stühle. Am Ende des Raumes ein großer Schreibtisch mit zwei Ledersesseln. Über dem Schreibtisch ein großes Schwarz-Weiß-Porträt Lenins, an der Wand gegenüber ein noch

größeres Gemälde: Lenin mit Stalin bei Stalingrad zur Zeit des Bürgerkrieges. Hier wurden die Litauer von Molotow, Potiomkin (damals stellvertretender Außenkommissar) und Podznanow, dem damaligen sowjetischen Gesandten in Kaunas, empfangen. Diesmal kam es nur zu einer Unterredung, in der beide Seiten ihren Standpunkt darlegten und die Litauer schwere Bedenken vor allem gegen die Errichtung sowjetischer Militärstützpunkte in Litauen vorbrachten.

Bei der Besprechung am nächsten Tage, die wieder zu mitternächtlicher Stunde am gleichen Ort stattfand, schaltete sich auch Stalin ein. Bei der Begrüßung sprach er nur das eine Wort „Stalin“, und es war, als ob jemand eine tote Hand herumreichte, schreibt Rastikis. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Errichtung russischer Militärstützpunkte in Litauen, die Stalin und Molotow als eine Schutzmaßnahme gegen die Deutschen forderten. — Der folgende Teil des Berichtes des Delegationsmitgliedes Rastikis sei wörtlich angeführt:

„Auf diese Behauptung hin bemerkte Urbsys, daß die Deutschen bei einem Einmarsch der Roten Armee in Litauen empfindlich reagieren könnten. Lächelnd warf Stalin ein: „Ribbentrop hatte Ansprüche auf das ganze Litauen, aber wir haben euch davor bewahrt. Ich werde Ihnen, Herr Minister, erzählen, wie Ribbentrop um euch besorgt war und wie er Litauen just in diesem selben Zimmer ‚verteidigt‘ hat.“ Das Wort „verteidigt“ sprach Stalin mit einem bitteren Sarkasmus aus. Stalin schilderte weiter, wie Ribbentrop bei den Verhandlungen mit den Russen auf jede von ihnen gestellte Bedingung bereitwillig einging und nachgab. Als die Frage der Aufteilung der Einflußsphären im baltischen Raum aufgekomen sei, habe Ribbentrop als Abgrenzung dieser Einflußgebiete die Düna vorgeschlagen. „Wir waren damit nicht einverstanden“, erklärte Stalin stolz. „Dann gab Ribbentrop nach und schlug eine Linie vor, die der Grenze Litauens und Lettlands entlang lief. Wir waren auch damit nicht einverstanden.“ Schließlich habe Ribbentrop den Njemen als Demarkationslinie in Vorschlag gebracht. Stalin sei auch damit nicht einverstanden gewesen. Dann habe Ribbentrop erklärt, Deutschland wolle sich mit einem kleinen Zipfel des Suwalki-Gebietes begnügen. Stalin bat dabei Molotow, die Landkarte vorzulegen, auf der mit einem schwarzen Strich die mit Berlin vereinbarte Linie eingetragen war. Sie verlief von Kudirka, Neustadt den Fluß Scheschupe entlang, durch Pilwischken, Mariampol, Liudwinawa, Krosna bis nach Kapciamiestis. „Damit waren wir einverstanden“, schloß Stalin seine Schilderung über die Verhandlungen mit Ribbentrop. Über diese Eröffnungen Stalins waren wir, (die litauischen Delegationsmitglieder), alle erstaunt. Urbsys äußerte sich offen, daß er dies alles gar nicht fassen könne. Stalin warf böse ein: „Jawohl, das ist bereits entschieden und die Sache ist erledigt.“

Urbsys versuchte zu protestieren, doch Stalin ließ ihn erst gar nicht zu Worte kommen. Manch andere kleine Episoden kennzeichnen den Geist, in dem die Verhandlungen geführt wurden. Während einer Sitzung versuchte Urbsys zu beweisen, daß die Einführung von russischen Militärbasen mit der Souveränität eines unabhängigen Litauen nicht vereinbar sei. Stalin unterbrach ihn schroff: „Sie versuchen zu viel zu beweisen, junger Mann.“ Oder Urbsys: „Sie, Josif Visarionowitsch, sind doch selbst Sohn eines kleinen Volkes und sollten deshalb die Schmach eines anderen kleinen Volkes, wenn es seine Freiheit verliert, wohl verstehen.“ Stalin: „Jawohl, ich bin ein Georgier, aber ein bereits russifizierter Georgier.“ Ob er damit wohl das Schicksal andeutete, das er auch dem litauischen Volk zudachte? — Die letzte Sitzung im Kreml fand am 9. Oktober 1939 statt und endete erst nach Mitternacht. Drei Dokumente wurden unterzeichnet: der Vertrag über gegenseitigen

Beistand, ein geheimes Zusatzprotokoll, in dem festgelegt war, wie groß die für Litauen bestimmten Truppenteile sein sollten, und eine Landkarte mit den an Litauen zurückgegebenen Gebieten Wilnas. Bei der Unterzeichnung, die durch Molotow und Urbsys erfolgte, waren noch Stalin, Shdanow und Woroschilow zugegen.

Nach der Unterzeichnung gab Stalin ein Essen, bei dem er eine Rede hielt. Zunächst gab er einen kurzen geschichtlichen Abriss Litauens, wie dessen Volk unter der russischen Knute, den polnischen Grundbesitzern, den deutschen Eindringlingen, den eigenen Adeligen zu leiden gehabt hätte. Er sprach über die Sicherheit Litauens, die jetzt nun wirklich garantiert sei und betonte noch einmal, daß die Sowjetunion keinesfalls die Absicht habe, sich in die inneren Angelegenheiten Litauens einzumischen. Seine Rede endete mit dem Wunsch, Litauen möge wieder zu der Machtstellung aufsteigen, die es zur Zeit Wytautas besaß.

Sind sicherlich vielen von uns die damaligen Geheimverhandlungen zwischen Ribbentrop und Stalin/Molotow über eine Aufteilung Litauens in Interessensphären neu, so wohl allen der Inhalt von Geheimdokumenten von Ende 1940, Anfang 1941. In Rastikis Bericht heißt es dazu: „Ende 1940 fanden Verhandlungen über eine Kompensation für das überlassene Gebiet statt. (Anm. Es handelt sich hierbei um den vorerwähnten kleinen Streifen links der Scheschupe, auf den die Deutschen nun auch als Interessensphäre verzichteten). Siehe Heimatstimme vom Januar 1951. Die Russen boten anfänglich 3 860 000 Golddollar. Ribbentrop forderte mehr. Schließlich wurde am 10. Januar 1941 ein geheimes deutsch-russisches Protokoll unterzeichnet, wonach die Russen 7 500 000 Golddollar bezahlen sollten.“

Es ist erschütternd, jetzt nachträglich zu erfahren, wie damals zwei Fremde in verwerflicher Weise um fremdes Land schacherten. Nun, wir müssen die Rechnung jetzt teuer genug bezahlen, auch wenn uns persönlich keine Schuld trifft. Wir haben durch Generationen mit dem litauischen Volk im Guten zusammengelebt und hoffen, daß die Zeit kommt, da es wieder so sein wird. Freilich, das Vergangene kommt nicht wieder, die neue Zeit verlangt neue Formen im staatlichen und völkischen Zusammenleben: sie wird uns vor Aufgaben stellen, die ein hohes Maß gegenseitigen Verständnisses erfordern, wenn wir bestehen wollen. Sz

Anerkennung der baltischen Nationalpässe

Die Deutsche Bundesrepublik hat die Gültigkeit der nationalen Pässe Estlands, Lettlands, Litauens bisher stets anerkannt. Da aber die meisten Angehörigen dieser Staaten in der Bundesrepublik auch den Status eines heimatlosen Ausländers haben, ergab sich die Notwendigkeit, die Bestimmungen der Charta über die Flüchtlinge mit dem Besitz von nationalen Pässen in Einklang zu bringen. Nun ist eine allen Beteiligten zufriedenstellende Lösung gefunden. Im Rundschreiben des Bundesministers des Inneren vom 29. 4. 54 an alle Minister der deutschen Bundesländer wurde bekanntgegeben, daß die Angehörigen der baltischen Staaten einerseits ihre nationalen Pässe behalten, die in erster Linie als Personalausweise und Reisepapiere gelten, andererseits diejenigen baltischen Staatsangehörigen, welche die Rechte eines heimatlosen Ausländers haben, einen sogenannten Londoner Ausweis erhalten, wobei ein entsprechender Vermerk in den Nationalpaß wie auch in den Londoner Paß eingetragen wird.

Bauern ohne Acker

Die deutsche Volksgruppe in Litauen zeigte eine biologisch, d. h. lebensmäßig sehr gesunde und günstige Zusammensetzung: viel Kinder und pyramidenförmig nach oben abnehmende Altersklassen. Familien mit 5 Kindern waren fast die Regel, und Familien mit mehr als 5 Kindern bildeten keine Seltenheit. Der Hauptgrund hierzu lag fraglos in dem hohen bäuerlichen Anteil dieser Volksgruppe. Es lebten vor der Umsiedlung im Jahre 1941 fast 60% der Deutschen auf dem flachen Lande. Nimmt man noch die fast 8% der in den „Flecken“ siedelnden Deutschen hinzu und rechnet die ackerbautreibenden und ländliche Gewerbe ausübenden deutschen Einwohner der Gemeindestädtchen mit, so wird man nicht fehlgehen, mehr als 80% der ehemals Deutschen Litauens zum bäuerlichen Schlag zu zählen. Bauern und ländliche Handwerker sowie ländliche Gewerbetreibende bildeten den Grundstock der litauendeutschen Volksgruppe.

Wie leben unsere Volksgenossen heute? Fraglos haben die der ehemals dünnen städtischen „Intelligenzschicht“ angehörenden Deutschen Anschluß an und Aufnahme in das Wirtschafts- und Berufsleben der Bundesrepublik gefunden. Manche von ihnen



Auf eigener Scholle

werden eine „Umschulung“ durchgemacht haben. Letzten Endes bleibt Angestellter gleich Angestellter, Buchhalter gleich Buchhalter. Mit Rücksicht auf die oben erwähnte Lebenspyramide dürften die älteren von uns immer weniger werden, und um die Jugend brauchen wir uns nicht zu sorgen — sie wird, so hoffen und wissen wir, tiefe Wurzeln in den neuen Heimatboden geschlagen haben. Das Schicksal, das dieser unseren „Schicht“ zugefallen ist, dürfte sich nicht wesentlich von dem aller übrigen Flüchtlinge gleicher „Schicht“ unterscheiden.

Was macht und was ist aber ein Bauer ohne Acker? Und gerade auf die Bauern kommt es an, wenn von den Litauendeutschen die Rede ist. Gestehen wir es gleich ein: nicht nur der Acker fehlt dem deutschen Bauer aus Litauen heute, er hat auch sprachliche

Schwierigkeiten, und er hat wirtschaftlich-organisatorische Schwierigkeiten — der deutsche Behörden- und Verwaltungsapparat ist anders, als wie er in Litauen war; die Arbeits- und Lebensweise des Bauern hier ist ebenfalls anders, als sie unser Bauer in Litauen gewohnt war.

Nachfolgend sollen Eindrücke geschildert werden, wie sie anlässlich von Aussprachen mit jetzt in Schleswig-Holstein lebenden litauendeutschen Bauern entstanden. Das Bild, das sich hierbei ergeben wird, wird wohl kaum große Unterschiede zu anderen Bundesländern aufweisen.

Die junge Generation, und zu ihr rechnet alles, was noch keine 30—35 Jahre zählt, sei ausgeschlossen. Seit der Umsiedlung sind 13 Jahre vergangen. Viele von unserer jungen Generation haben ihre Lehre bereits in Deutschland abgeschlossen, andere sind in der Ausbildung begriffen. Was nachdenklich stimmen könnte, ist, daß nur sehr wenige von ihnen bäuerlich-ländliche Berufe ergreifen. Doch das ist eine Frage, die nicht mehr unmittelbar die ehemalige litauendeutsche Volksgruppe berührt, denn daß die Litauendeutschen jemals in der gleichen Geschlossenheit wie vor 1941 nochmals siedeln sollten, ist sehr zu bezweifeln. Die Frage ist vielmehr, wie sind die Litauendeutschen heute untergekommen, was machen sie und wie leben sie heute? Und da brauchen wir uns, wie gesagt, um die Jugend nicht zu sorgen. Die erwachsene Jugend ist dabei, „ihre“ Familien zu gründen, die anderen, älteren, haben es bereits in den 13 Jahren nach der Umsiedlung getan. Nur in wenigen Fällen haben sich ehemalige Litauendeutsche zusammengefunden. Hoffen wir, daß die „Blutmischung“ mit „Einheimischen“ oder anderen Flüchtlingen zur Bildung eines guten deutschen Menschenschlages beitragen wird. Bei der im allgemeinen schon immer konservativen, d. h. am Alten, am örtlich Üblichen sehr beharrlichen Einstellung aller bäuerlichen Kreise ist eine solche „Blutauffrischung“ in vielen Fällen eine geradezu gegenseitige Notwendigkeit geworden.

Die Frauen schaffen es

Die alte Generation! Und hier sind, was auch immer wieder in der Bibel unterstrichen wird, die Witwen mit ihren Halbweisen einer besonderen Fürbitte vor Gott und allen Behörden anempfohlen. Der Vater ist vor dem Feind geblieben, er ist vermißt oder noch immer in Gefangenschaft. Bezogen wird eine kleine Rente, ein Zuschuß aus der Soforthilfe, und beides zusammen beträgt bei zwei und drei Kindern etwas über 120 Mark monatlich. Es ist fast ein „Glück“, und so bezeichnen es die meisten selbst, daß sie in Baracken untergebracht sind, wo die Miete höchstens 10 Mark beträgt. Billige Wohnungen stehen zum größten Teil immer noch „auf Papier“, in der Planung. Die wenigen Habseligkeiten, die auf der Flucht mitgenommen und gerettet wurden, sind dahin — verbraucht, abgetragen und nicht der Rede wert. Es handelt sich bei diesem Bericht um einen Querschnitt von einigen 30 Familien und deren Wissen um das Schicksal ihrer Verwandten und Bekannten, und es sei gleich gesagt: in nur einem Falle ließ der Zustand der Sauberkeit im Haushalt eine Beanstandung zu, und auch die sonstige Haltung dieser Familie bot kein erfreuliches Bild. Im allgemeinen aber spricht aus allen eine Lebenskraft, um nicht das sattsam abgedroschene Fremdwort „Vitalität“ zu gebrauchen, und dieses bezieht sich ganz besonders auf unsere alleinstehenden Bäuerinnen, auf unsere Wit-

wen und Waisen. Neben dem Schulbesuch und dem Gang der Ausbildung werden die Kinder angehalten, Holz, Pilze und Beeren zu sammeln und bedienen sich hierbei Erfahrungen aus litauischen Wäldern, um die sie die „Einheimischen“ beneiden. Im Herbst wird Nachlese auf den Feldern gehalten, Torf wird gestochen, und manche Tochter ist als Schneiderin oder Näherin bereits so weit, daß auch Neuanschaffungen gemacht werden können. Manche besitzen noch von früher oder auch aus jüngster Vergangenheit Verwandte in Übersee, und auch ein kleines Paket bedeutet für die, die es bekommen, eine große Hilfe.

Ein Beispiel für viele ähnliche: Eine Bäuerin aus dem Kreise Mariampol konnte stolz erzählen, daß sie im vergangenen Herbst keine Kartoffeln zu kaufen brauchte, denn ihre 3 Kinder im Alter von 9, 13 und 15 Jahren hatten reichlich gesammelt. Die älteste Tochter ist in der Ausbildung als Schneiderin, die beiden Jüngsten besuchen die Schule. Die zwei Räume, die sie in einer Baracke haben, Wohnküche und Schlafraum, strahlen vor Sauberkeit. Weitere sieben Familien wohnen in der gleichen Baracke. Sie besuchen sich alle gegenseitig und helfen sich auch. Das Einvernehmen ist gut. Die „Heimatstimme“ wird gemeinsam gelesen, denn nicht alle können sie beziehen — es fehlt an Geld. Die Kinder sind ausnahmslos in Schleswig-Holstein „zu Hause“, sprechen auch die ortsübliche Mundart.

Berufsfremde Arbeit

Wo der Vater im Hause ist, ist die Stimmung noch wesentlich besser. Allerdings wirkt sich hier ein anderer Umstand bedrückend aus: nur in seltenen Fällen arbeitet der Vater als Bauer oder in einem bäuerlichen Betrieb. Ein Beispiel anstelle von allgemeinen Ausführungen: Ein Bauer aus dem Kreise Schaken hat hier bei einem Bauer gearbeitet. Er war gewohnt, selbständig zu handeln. Hier erfolgten Anweisungen, die seinen Erfahrungen und Gepflogenheiten widersprachen. Die Verständigung war auch schwierig. Wörtliche Wiedergabe: „Ich sage Motiejukai, er sagt Timothee.“ Man male sich das weiter aus. Das Arbeitsverhältnis wurde aufgelöst; der ehemalige Bauer ist Hilfsarbeiter beim Tiefbau.

Ein weiteres Beispiel ist ermutigender: Die Familie kommt aus dem Kreise Schaken. Er ist 54 Jahre, sie 44. Die Kinder sind 15 und 17 Jahre, ein Sohn ist in Kanada. Allerdings spart er bereits Geld, um wieder nach Deutschland zu kommen. Im Hause ist noch eine Nichte (Vollwaise) von 17 Jahren. Die beiden Ältesten sind in der Berufsausbildung und verdienen 40 und 25 Mark. Der Vater ist bei Notstandsarbeiten beschäftigt. Es soll das Häuschen, in dem sie jetzt wohnen, gekauft werden. Zum Hause gehört ein Stück Gartenland. Zusammen mit einem angrenzenden Schrebergarten soll es eine Existenz für die „Alten“ werden. „Die Jungen werden schon zurechtkommen.“

Ein ehemaliger Bauer und Mühlengerätemacher aus dem Kreise Alytus hat ein Siedlungshaus erworben und arbeitet in seinem Fach. Natürlich hat es Schwierigkeiten gegeben, aber er hat sich behauptet.

Allgemein wird, wo der Bauer noch rüstig ist, der Wunsch nach einem „Stückchen“ Land laut und dringend. An eine verhältnismäßig bescheidene Lebensweise gewohnt, will man „ein Schweinchen mästen und eine Kuh im Stall haben“. „Es ist alles im Werden; aber ob wir es noch erleben werden?“ „Man darf ja nicht die Zeit nach 1941 rechnen, sondern erst nach 1945, vielleicht sogar nach der Währungsreform.“

Eine Familie aus der Gegend um Keidanen zog zum Vergleich die augenblicklichen Zustände im Osten heran. „Ach, hieß es, wir können noch froh sein.“

Einmal wurde ein gewichtiges Wort gesprochen. mit dem ein litauendeutscher Bauer die gegenwärtige Lage umriß und das auch an der Spitze dieser Betrachtung steht: „Wir sind Bauern ohne Acker, und im Osten liegt Acker ohne Bauern.“

Vielfach wurde auch die Frage angeschnitten, ob sie nach dem Osten zurück möchten. Keinmal ist ein klares Ja erfolgt, mehrfach dagegen ein Nein, besonders von denen, die bereits eine wenn auch dürftige Existenz gefunden haben. Meistens zuckten sie mit den Schultern und lächelten wehmütig, daß drüben doch alles anders geworden sei und der frühere Zustand nie mehr erstehen werde. Wenn Deutschland seine Ostgebiete zurückerhalte, dann werde es in Deutschland selbst genug Bauernhöfe zu bestellen geben.

Das Zusammenleben mit den Einheimischen

Das Zusammenleben unserer Bauern mit den „Einheimischen“ ist nicht einheitlich zu umschreiben. Jedes Zusammenleben beruht auf Gegenseitigkeit. Wer etwas fordert, muß zunächst zum Geben bereit sein. Nun sind die Litauendeutschen arm und Habenichtse, wie es auch die meisten anderen Flüchtlinge sind. Was sollen sie schon geben? In der litauischen Heimat, da sie aus dem vollen schöpften, war ihre Gastfreundschaft sprichwörtlich. Heute sind sie aber am Fordern. Ist es da ein Wunder, wenn das gegenseitige Verständnis Schiffbruch erleidet? Es kann auch nicht bestritten werden, daß sie durch Jahrhunderte hindurch eine eigene Art, also Eigenart angenommen haben, die hier auf Unverständnis stößt, und dieses Unverständnis, dies Sich-nicht-verstehen, ist nun einmal ein gegenseitiges. War es aber nicht auch schon drüben zum Teil so? Ein Schakener verstand einen Schakener besser als einen aus Schoden Zugereisten. Zudem waren wir dort in der Minderheit und fühlten uns schon als Deutsche verbunden. Ist es nicht auch jetzt so, daß Flüchtlinge untereinander sich auf Anhieb verstehen und sich in ihrer Haltung zu den „Einheimischen“ sofort einig sind? Sobald aber nicht nur materielle Werte eine Rolle spielen, so daß „Herz“ gegen „Herz“, Achtung gegen Achtung stehen und „ausgetauscht“ werden, sind gutnachbarliche Beziehungen, Freundschaften und gesellschaftlicher Umgang gesichert. Als Beispiel diene bereits obiger Fall, daß ein „Einheimischer“ einem unserer Bauern ein Häuschen günstig überlassen will. So unsere Alten.

Schluß folgt

*Dürst ich Herz der Erde gleichen,
Die ein warmer Hauch beblüht,
Die aufs erste Liebeszeichen
Dein Erbarmen frohlich rühmt,
Mit dem Lied der Vogelkehlen
einstimmt in den Lobgesang,
ohne Zaudern ohne Wählen
geht den vorbestimmten Gang.
Dürst ich Herz: o gib dem Knackte
reines Herz und reinen Mund
und mein Wort macht deine Nacht
und mein Lied dein Lieben kund!*

Rudolf Alexander Schröder

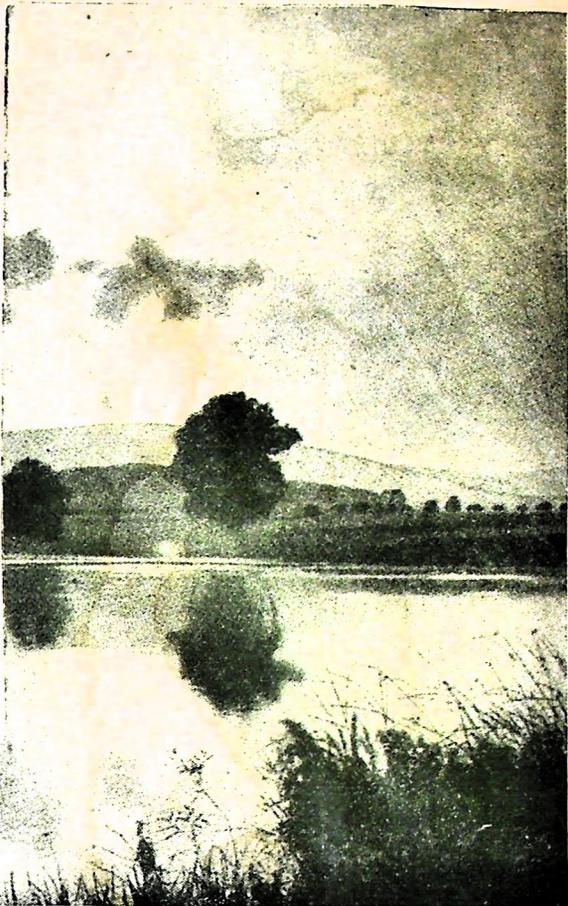
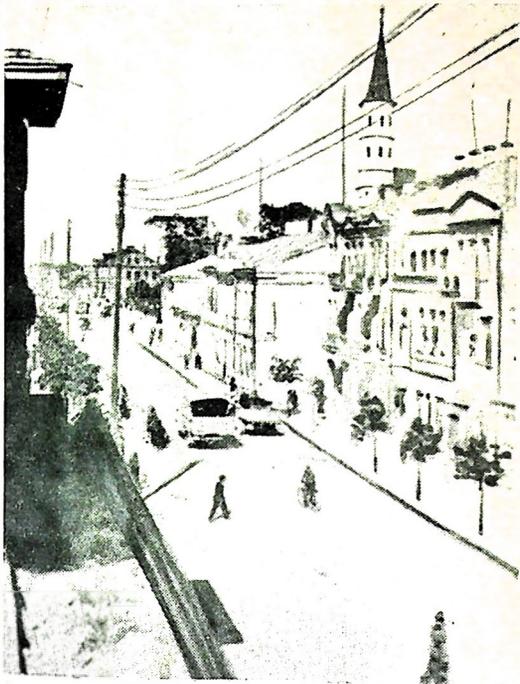


Bild oben links:
Schaulen 1944
 Die Kirche auf dem Bild
 ist jetzt nur noch ein
 Trümmerhaufen.

Bild oben rechts:
Abenddämmerung
 an der Scheschupe

Kleines Bild:
Dampfer „Rekordas“
 an der Anlegestelle in
 Plokschtschen

Bild links:
Dampferanlegestelle
 in Kaunas

Betrachtungen eines Umsiedlers

(Fortsetzung)

Und Onkel Wegner erzählte weiter:

— Die Geschichte, wie ich meine Minna wegen der Kieh nahm, hat sich herumgesprochen. Bloß wer kann sie richtig verstehen!? Die Jahre vergingen, und unsere Drittljüngste, dis Martche, kam ins Heiratsalter. Wir lebden all hier, nache Flucht aus Zichenau. Wir waren damals schon in Schleswig-Holstein beie Bauer aufs Land. Und wieder war Frichling wie damals. Und mit eins krieged unser Martche Heiratsgedanken. Nun sind wir doch arme Ludersch gewesen, eben nache Flucht. Donnert sich die Marjell vor uns auf und spricht:

„Vater? Herr Claus Hansen will um meine Hand anhalten. Er wünscht jedoch zuerst zu wissen, was ich an Aussteuer bekomme.“

Mir blieb die Freß offen! Meine Altsche wischd sich die Händ inne Schirz ab und dsibb, dsibb auße Kieh inne Stub. „Martche, Kindche“, sagt sie, „du weißt doch, daß wir nichts nich haben. Achott, Achott! is all vuelleicht was passiert!? Er liebt dich doch.“

Darauf meine großschneizige Tochter: „Ach was! Vater hat dich ja auch bloß wegen der Kühle genommen. Aussteuer muß eben sein.“

Und da hat sie auch ihre Aussteuer gekrieged, aberscht als Mutzkopp! und der saß!

„Du schnoddrige Zibb“, schrie ich sie an. „damals waren wir auch Menschen, echte Menschen! deutsche Menschen!! verstehst du!? Da waren Liebe und Treie und Glauben und Vertrauen eine Selbstverständlichkeit. Auch mit Paulekuhns Emma hädd ich heiraten kennen, so wie unser Muttche dem Paul Petereit hädd nehmen kennen, denn er hädd all immer e Aug auf sie. Und auch diese Ehen wären nach all die Jahre wie meine: Liebe um Liebe und Treie um Treie. Unser Glück war, andere glücklich zu machen. Ihr schaut heite nur jeder auf sein Glück, icberall nur ich und ich und ich! Das ‚Du‘ ist vergessen. Komm mir also nich noch omal mit die Kieh, davon verstehst du nuscht nich!“

— Was soll ich sagen? Mie Martche krieged ihrem Claus nich. Der nahm e Reiche. Ließ sich nach einem Jahr scheiden, weil sie sich nicht verstanden. Heeren sie, nich verstanden! Und unser Martche ist zschwischendurch auch glücklich verheirat, aberscht in Amerika. —

Und Onkel Wegner erzählte weiter:

— Was meine Drittljüngste ist, nämlich dis Martche, und auch mein Viertälster, der Johann, sind beide in Amerika. Bloß er nennt sich jetzt ‚Dschon‘. Schreiben schreibt er sich dagegen John, Mister John Wegner; so schreiben wir auch immer aufs Kumwert von die Briefe nach Amerika. Das war damals eine schwere Zeit nach 1945. Keinem Bekannten nich, keinem Verwandten, nur die Marken und die Zuteilungen. Damals haben wir das letzte aufgegessen, was wir noch so in die Pacheidels mitgenommen hädden. Meine goldene Uhr von meinem Vater selig hat unser Johann gegen Zigaretten beie Engländersch eingetauscht, und fier Zigaretten konnist damals alles kriegen. Um die Zeit schloß auch unser Martche die Benantschaft mit dem Kavalier. Ohne Frage, er war e forscher Kerl; die Zigaretten hielt er immer so mang die Fingers, ot akkurat so! — Onkel Wegner legte dabei den Zeigefinger auf den Daumen und spreizte die anderen Finger in die Luft. — Damals suchden die Engländersch Schoffeere, und mein Johann suchden die Engländersch Schoffeere. So kam er unter eine litauische war doch Schoffeere. So kam er unter eine litauische Einheit, krieged so e dunkle Uniform verpaßt und fuhr

nach Hamburg. Dann kam das mit dem Kontingjent, oder wie das heiß, und er fuhr nach Amerika. Unser Martche hold er denn auch ah mit so e Affendavid oder wie. Unser Martche ist dorten gleich vom Fleck weggeheirat worden. Nei, nei, so ein Glick hat die Marjell! Und was fier ein Mann! Ot sehn sie! Mutter, gib doch omal das Bild. Hier! Sehn sie, e Mannsperson wie der alte Keiser: mit scheone Wunzen; oder meegen sie keinem Schnurrbart nich? Na ja. Nichtsbrauch unser Martche zu machen. Er trägt sie foorts auf Händ. Sie bleibt ins Bett, wie lang sie will. Frichstick bringt er ihr ans Bett, Geschirr wäscht er ab, cinkaufen geht er. Nun haben sie all auch e Kindche, e scheenes Jungche. Dem Jung besorgt er; sogar mit dem Wagen fährt er ihm spazieren. Im wahrsten Sinn: wie in Amerika!

Mein ‚Dschon‘ dagegen hat es schlecht getroffen, wissen sie. Er hat auch geheirat, e Amerikanische. Ihre Elterchens sind auch mal eingewandert und sprechen noch e bißche deutsch. Sie aberscht versteht kein Wort nich. Die arme Kinderchens, wo sie kriegen werden! Heeren sie, wir waren in Litauen unter dem Zar und unter die Litauer, und nie nich hädden wir unsere Sprach vergessen! Und keine Schul nich, erst nach dem ersten Weltkrieg gab es e paar deutsche Schulen. Sonst immer nur der Pastor innoem Komfiermandenunterricht. Na ja, was brauchden wir auch viel — e bißche Lesen, e bißche Schreiben, oder sprechen sprachen wir deutsch! Und auch sonst ist meine amerikansche Schwiegertochter e ganz große Schlunter: faul, richticht nichts nicht an, liegt bis Mittag ins Bett, pinselt sich die Freß: ot kucken sie sich das Bild an! Glauben sie man nich, daß die Augenbrauen natierlich sind, alles angepinselt! Hier! e Bild, wo sie baden, da haben sie Natur: wie de riesche Katz vom Chaim Silbermann! Und tut nichts nich! Alles muß mein Sohn machen, sogar Frichstick läßt sie sich ans Bett bringen! Nei, nei, mein ‚Dschon‘ hat sein Glick verfehlt! —

— Na, und wir mit Muttche haben uns auch eingetricht. Zu Hause ist noch die Frieda, der Paul, der Josefche und dis Marieche. Acht Kinderchens haben wir gehabt; zwei sind in Litauen geblieben — auf dem Friedhof. Der Rudolf starb an Scharlach, und unser Lieschen bekam Diphtherie. Sie wissen ja, wie das war. Bis die Bobute kam — das Hutzelweib versitand sich auf sowas, die hat auch alle Kinderchens bei der Geburt angenommen — und bis die wußte, was da war, waren die Kinderchens auch all tot. Aber die vier, die ich hier hab, sind alle gut geraten. Die Frieda ist Schneidersche geworden, hat all hier in Deutschland gelernt; Paul ist Schuster, arbeitet bei mir, und Josefche und Marieche gehen noch inne Schul. Die kamen noch in Zichenau an. Wir hatten all nicht mehr mit Kinderchens gerechnet.

Hierbei durfte Onkel Wegner nicht seine Frau ansehen, allein er tat es, und Tante Wegner bekam einen roten Kopf. (Fortsetzung folgt)



Am unsere Postbezieher!

Der Briefträger kommt

in den nächsten Tagen zu Ihnen, um das Bezugsgeld für die „Heimatstimme“ zu kassieren. Bitte halten Sie den Betrag (diesmal 1,50 DM) bereit!

Mein Weg in die neue Heimat

Endlich ist es so weit! In Bremen-Vegesack nimmt uns ein Sonderzug auf, in dem wir unsere letzte Fahrt durch deutsches Land machen. Strahlender Sonnenschein liegt über dem sonntäglich stillen Weserland. Wir sehen zum letzten Mal das zarte Grün deutscher Saaten, zum letzten Mal den deutschen Wald. Karfreitag ist's, aber nur wenige von uns denken daran; die meisten denken an die große Bedeutung des Tages, der einen neuen Lebensabschnitt einleitet. Die Gedanken fliegen voraus in die Zukunft, ins neue Leben im unbekanntem Land der unbegrenzten Möglichkeiten; oder sie gleiten zurück in die Vergangenheit, gelten der verlorenen Heimat, den zurückbleibenden Freunden und Verwandten, die man wohl nie wiedersehen wird. Will Wehmut aufkommen? Nein! Einmal zur Auswanderung entschlossen, muß man der Zukunft fest ins Auge schauen!

Bald sind wir in Bremerhaven und sehen vom Zug aus im Kaiserhafen die 17 000 t große „General Blatchford“ in schmuckem silbergrauem Anstrich liegen, den 1945 in Kalifornien erbauten Transporter, der uns in die neue Heimat bringen soll. Das Vorkommando, das schon am Tag zuvor eingeschifft wurde, empfängt uns mit Winken und Freudenrufen. Im Columbusbahnhof verlassen wir den Zug. Am Eingang zur Zollhalle steht Pastor Spiegel, der Vertreter der LWF im Camp Grohn. Wie ein treuer Hirte wacht er darüber, daß keines seiner Schäflein verloren geht. In herzlichen Worten wünscht er uns eine gute Fahrt und eine gute Zukunft und „vielleicht auf Wiedersehen in Amerika!“

Da wir nichts zu verbergen haben, passieren wir reibungslos den Zoll und besteigen wieder den Zug, der uns direkt vor das Schiff bringt, wo auch gleich die Einschiffung nach Nummern vor sich geht. Über das steile Fallreep geht's hinauf und durch ein Labyrinth von Gängen, Treppen und Ecken in den zugeeilten Schlafräumen. Ich habe Glück und lande in einer Kabine mit nur 35 Personen; es gibt auch solche mit 200 Personen und darüber.

Um 15 Uhr legt das Schiff bei Flut ab. Langsam und majestätisch gleiten wir durch die Trichteröffnung der Weser. Das Land weicht mehr und mehr zurück, bis es schließlich ganz verschwindet. Lange noch stehen wir an der Reeling und schauen auf die Nordsee, die wunderbar ruhig ist. Wir merken gar nicht, daß wir fahren; und es ist uns auch gar nicht so, als ob wir nun nach Amerika unterwegs sind, sondern vielmehr, als wenn wir eine kleine Dampfer-Vergnügungsfahrt machen.

Um 17 Uhr gibt's die erste Verpflegung. Alle Mahlzeiten sind im Cafeteria-Stil und werden in der großen Meßhalle im Stehen eingenommen. Man gewöhnt sich schnell daran, wenn's zuerst auch sonderbar scheint.

Die erste Nacht in den Kojen, die vierstöckig über einander liegen, verläuft gut. Am nächsten Morgen geht's nach dem Frühstück an die zugeeilte Arbeit. Ich bin zum Säubern unserer Kabine eingeteilt. Während dieser Zeit muß alles an Deck sein, bis die Inspektion, die täglich erfolgt, vorbei ist. Die See ist ganz ruhig, die Sicht nicht besonders. Um 11 Uhr vormittags taucht ein blauer Streifen am Horizont auf, der größer und größer wird: England! Mit 16 Knoten Geschwindigkeit passieren wir den Kanal, der oftmals sehr stürmisch sein soll. Doch noch ist uns der Wettergott hold. Wir genießen Wasser und Sonne in vollen Zügen, lesen die täglich er-

scheinende Bordzeitung, plaudern mit Bekannten. Abends wird ein leichtes Schaukeln des Schiffes spürbar. Als wir uns zum Schlafengehen rüsten, gibt's die ersten Seekranken. Am nächsten Morgen sind wir an der Stelle, wo der Kanal, die Irische See und der Atlantik zusammenstoßen. Nun schaukelt es schon mächtig, und mit ganz wenigen Ausnahmen liegt alles platt.

Es ist Ostersonntag, in der Küche gibt's Ostereier. Die meisten Passagiere sind gar nicht fähig, sie zu holen; und wer sie doch ißt, gibt sie an die Möwen und Fische weiter. Wer kann an Ostern, Eier oder sonst etwas denken, wenn er nur die Tüten im Sinn hat, die sehr gefragt aber leider sehr knapp sind! Zum Gottesdienst erscheint nur ein Mann.

Schwere Tage brechen an. Die meisten Kabinen bleiben zwei Tage ungesäubert, niemand hat die Kraft dazu. An Deck kauern jämmerliche Gestalten. Die roten Lippen verschwinden mehr und mehr. Die teuren Pelzmäntel, vom letzten Geld in Deutschland gekauft, tragen die Spuren der Seekrankheit und sehen wie kranke Katzen aus. Man hört nur ein Jammern und Stöhnen, viele möchten am liebsten sterben. Die meisten bereuen ihren Schritt: „Hätte ich gewußt, daß Seekrankheit so schlimm ist, dann wäre ich nie ausgewandert!“

Am dritten Tag zwingt mich wieder zum Kabinendienst; langsam, ganz langsam geht's wieder aufwärts. Ich bin viel in frischer Luft oder liege, das ist die beste Medizin. Der Zustand der Seekrankheit dauert einige Tage an, je nach Veranlagung, nicht nach Anzahl der eingenommenen Tabletten. Die See ist bewegt, grob, wie der Secmann sagt, die Sicht schlecht. An einem Tage ist's, als fahren wir durch Milchsuppe. Alle zwei Minuten geben wir Signal, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Das Radargerät tritt in Aktion. Das Wasser scheint zu kochen. Jetzt erst weiß ich, wie treffend Schiller das Meer im „Taucher“ geschildert hat: „Und es waltet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt, bis zum Himmel spritzt die dampfende Gischt, und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären!“

Zwei schlimme Nächte habe ich, wälze mich in meiner Koje und kann nicht schlafen. Wir haben Windstärke 7 oder 8, nicht gerade viel, aber es genügt uns. Das Element zeigt, was es kann. Der Schiffsleib hebt und senkt sich ständig. Unablässig hört man das Knacken der Maschinen, das Dröhnen der Motore. Mit gewaltigem Krachen und Brausen klatschen die Wellen an die Schiffswände. Oh, was wißt Ihr Landratten, die Ihr nie auf dem Ozean wart, von solchen Stunden! Ich liege mit gefalteten Händen in meiner Koje und flehe zu Gott, er möge uns behüten. Die Schiffsmannschaft ist dauernd auf der Hut, geht auf leisen Sohlen durch alle Räume und kontrolliert die Rohre und Ventile. Ich bin froh, als die Nacht vorüber ist.

Fortsetzung folgt

Das unter der Leitung von Prof. Dr. Max Hildebert Boehm stehende Nordostdeutsche Kulturwerk veranstaltete vom 23.—24. Mai erstmalig die „Nordostdeutschen Kulturtage“ in Lüneburg, die sich alljährlich wiederholen sollen. Schaffenden und darstellenden Künstlern aus dem Nordosten wurde hier Gelegenheit gegeben, ihr Können in ihrer neuen Heimat unter Beweis zu stellen.

Flüchtlingsgottesdienste

Der Landesflüchtlingspastor, Oberpastor Baumann predigt:

Am Sonntag, dem 27. Juni 1954, um 10 Uhr, in der ev.-luth. Kirche in Lillienthal, Kreis Osterholz-Scharmbeck.

Am Sonntag, dem 27. Juni 1954, um 10 Uhr, in der ev. Kirche in Pattensen, Kreis Springe.

Am Sonntag, dem 4. Juli, um 9.30 Uhr, in der Lutherkirche in Holzminden.

Wir laden unsere Landsleute zu diesen Gottesdiensten herzlich ein.

Suchanzeigen

Die Heimatortskartei der Litauendeutschen, Burg/D., Waldstraße 46, bittet um Mitteilung, ob über nachstehend Vermißte irgend etwas bekannt ist. Jeder kleinste Hinweis ist dienlich.

1. **Achenbach**, Eduard aus Skardupönen, gesucht von Va. Friedr. A., geb. 29. 7. 1927.
2. **Becker**, Johann, geb. 23. 11. 58 aus Kowno, von Joh. Schimkat.
3. **Benke**, Gustav, aus Widgiren, von Va. Joh. Kirstein.
4. **Brinkmann**, Wilhelm, 10. 6. 1917 aus Gryblankis, von Ehefrau Martha B.
5. **Durchholz**, Wanda, 8. 12. 09 aus Kowno-Schanzen von Felix Schultz.
6. **Hirsch**, Ottilie, 23. 1. 1915 aus Padowini von Schwester Adele Neumann.
7. **Jakowitz**, Ludwig, 13. 9. 1908 aus Tauroggen von Schwager Emil Sprainies.
8. **Kahn**, Emil, 16. 5. 1924 aus Kybarten von Mu. Ida K.
9. **Kirstein**, Gertrud, 2. 2. 1927 aus Widgiren von Va. Joh. K.
10. **Kutrewitsch**, Wanda, 25. 4. 1908 aus Sodalischke Birsen von Emma Didjurgis.
11. **Lehmann**, Eduard, 4. 10. 1925 aus Gulbinischken von Va. Karl L.
12. **Lehmann**, Gustav, ca. 1885 aus Penkin von Heinrich Roland.
13. **Maczat**, Joseph, 2. 11. 1870 aus Dobelynen von Aug. Maczat.
14. **Moritz**, Albert, 20. 12. 1915, Artur, 17. 1. 1918, Erich, 6. 8. 1920 aus Mailunen von Mu. Lina M.
15. **Motzkus**, Felix, 1094, von Schwager Oswald Lemberg.
16. **Netzel**, Karl, 7. 4. 1894 aus Eigelischken von Ehefrau Marie N.
17. **Neu**, Emma, 2. 12. 26 aus Wilkulten von Va. Jul. Neu.
18. **Pauliks**, Anastasia, 1929 aus Wainutten von Va. Josef P.
19. **Penkaitis**, Antonie geb. Aleksaitis, 31. 8. 1903, Norbert, 6. 6. 1929, Franz, 11. 11. 1930, Beatrix, 27. 9. 1936 aus Kaunas von Anton Penkaitis.
20. **Perrey**, Wilhelm, 28. 1. 1918 aus Schaulen von Bru. Gustav P.
21. **Petrauskaitė**, Cieslava, 11. 3. 1924, von Frau Eugenie Kolnaite Trenks.
22. **Petrat**, Oskar, 23. 10. 1907 aus Kowno von Olga Peträt geb. Burbas.
23. **Reddig**, Gerhard, 27. 12. 1926 aus Kowno von Va. Wilhelm R.
24. **Reder**, Richard, 14. 4. 1926 aus Paschelai v. K. Reder.
25. **Reil**, Franz, 1. 12. 1889 aus Mureiken von Ehefrau Helene R.
26. **v. d. Ropp**, Hubertus, 12. 5. 1915 aus Juchneizen von Va. Herbert v. d. Ropp.
27. **Roft**, Hermann, 5. 5. 1924 aus Mischurken von Mu. Schaulen von Alfred Tybauer.
28. **Sakalowski**, Kasimir, 19. 4. 1916 aus Seda von Ehefr. Paula S.
29. **Seredschun**, Hermann, 7. 4. 1908 aus Wischtyten von Bru. Richard Seredschun.
30. **Seretzki**, Martha, 1898? aus Schaulen, Horst, aus
31. **Smielowski**, Kasimir, 27. 3. 1912 aus Polangen von Va. Valentini.
32. **Sunkomat**, Emma, Nov. 1895 aus Lankopen von Sohn Gustav S.
33. **Schall**, Otto, aus Kowno von Bru. Waldemar Schall.

34. **Schindelmeiser**, Arthur, 26. 12. 1912 aus Panowen, Emil, 12. 2. 1908 aus Panowen von Schwester Emma Scherenberger.
35. **Schindelmeiser**, Gustav, 1. 5. 1928 aus Schaken von Va. Franz Sch.
36. **Schön**, Erwin, 22. 6. 1902 aus Schaulen. Wilhelm, 3. 4. 1913 aus Schaulen von Mu. Helene Schön.
37. **Schreiber**, Bertha, 13. 4. 1919 aus Meldekwrischen von Johann Schreiber.
38. **Schukowski**, Richard, aus Kowno von M. Tobien.
39. **Schulz**, Julius, 1910 aus Schaken von Neffen Withold Wiemer.
40. **Schütz**, Emil, 24. 11. 1911 aus Pataschine von Ehefr. Adele Sch.
41. **Schwedas**, Martha geb. Seredschun, April 1913 aus Wischlyten, gesucht von Bru. Richard Seredschun.
42. **Schweier**, Adolf, 23. 10. 1901 aus Schaulen von Mu.? Schweier.
43. **Spad**, August, 19. 9. 1904 aus Schwekschnen von Bru. Franz Spad.
44. **Stanat**, Ferdinand, 30. 8. 1898 aus Wischpinen von Ehefrau Helene St.
45. **Staf**, Alexander, 11. 1. 1920 aus Staklichken von Schw. Helene St.
46. **Stein**, Alfred, 26. 11. 1926 aus Kowno von Va. Gustav Stein.
47. **Stepsys**, Galla, 15. 1. 1916 von Elfriede Laue.
48. **Trautrim**, Alexander, 6. 10. 1921 aus Paschluschmen, Martin, 1. 6. 1888 aus Paschluschmen von Ehefrau und Mutter Ernestine Trautrim.
49. **Wassilewski**, Leontine, geb. Schön, 18. 9. 1907 aus Schaulen von Mu. Helene Schön.
50. **Wegner**, Erwin-Albert, 29. 10. 1929 aus Pajewon von Va. Adolf W.
51. **Wegner**, Meta, 1911 aus Widgiren von Bru. Edm. W.
52. **Wellert**, Emil, 1. 10. 1914 aus Geisterischken von Gustav W.
53. **Wiemer**, Joseph, aus Slibinen, Oskar, Otto, von Wolfgang Dilba.
54. **Wiemer**, Waldemar, 16. 5. 1922 aus Wirballen von Va. Friedrich W.
55. **Wosilat**, Johann, 30. 8. 1910 aus Grischkabudis von Va. Adam W.
56. **Zahl**, Minna geb. Ehholz, aus Burbisken von Artur Schäfer.
57. **Zahnsinger**, Ewald, 8. 10. 1926 aus Warnenai von Schw. Erika.



Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.

Am 9. Mai 1954 verstarb nach kurzer Krankheit — infolge eines tragischen Unglücksfalles — mein lieber treusorgender Mann, Bruder, Schwager und Onkel

Johann Matschulat

im Alter von 55 Jahren.

In tiefer Trauer

Frau **Berta Matschulat** geb. **Fromm**, Bruder **Joseph Matschulat**, z. Zt. Meensen b. Hann. Münden, Marie **Matschulat** geb. **Grimm**, Marie **Kakstein** geb. **Fromm**, **Johanna Pusch** geb. **Fromm**, **Lydia Hermann** geb. **Fromm**, **Walter Fromm**, **August Fromm**, **Oswald Fromm**, Schwiegervater **Fromm**, noch in Skirsnemune (Litauen), Familie **Friedrich Gebers**.

G. Thondorf, Kreis Uelzen

Herausgeber: Hilfskomitee der Evangelischen Deutschen aus Litauen im Hilfswerk der Ev. Kirchen in Deutschland, Hannover, Marienstr. 35. Verantwortlich für den Inhalt: Senior Pastor Hermann Jaekel Atzenhausen b. Göttingen. — Postscheckkonto: Hannover 93 431. Die „Heimatstimme“ erscheint monatlich. Bezugspreis vierteljährlich DM 1,21 zuzüglich 9 Dpf. Postzustellgebühr. Bezug durch alle Postanstalten. Druck: Artur von Behr, (20 b) Bovenden bei Göttingen.